Ein Schicksalsgang Wilhelmj's.

Schon als Kind zeigte unser deutscher Paganini eine mehr als gewöhnliche Begabung für's Geigenspiel. Im Jahre 1850 besuchte die berühmte Henriette Sontag das Haus seines Vaters, des ehemaligen preußischen Obergerichtsanwaltes, der durch seinen Weinbau einen nicht minder großen Weltruf erlangt hat. Schon damals soll die große Sängerin, entzückt über das technisch vollendete Spiel des kaum sechsjährigen Knaben, gesagt haben: „Du wirst einmal der deutsche Paganini werden!" — Trotzdem der Knabe noch öfter Proben eines außergewöhnlichen Könnens ablegte, im neunten Jahre in einem Conzerte zu Limburg an der Lahn, im elften sogar als Solist im Hoftheater zu Wiesbaden, wollte doch zunächst der gestrenge Vater von einer Virtuosenlaufbahn des Sohnes nichts wissen; er sollte Jurist werden.

Der Vater mochte mit Recht gegen Wunderkinder mißtrauisch sein; er selber, dessen Frau eine ihrer Zeit vielgefeierte Künstlerin gewesen war, die noch bei Chopin Unterricht genossen hatte, besaß Welterfahrung genug, um zu wissen, daß es vielversprechende Talente immer genug gegeben hat, die leider nicht gehalten haben, was sie eben nur versprachen.

Als indessen der Sohn immer stürmischer mit Bitten den Vater anging, machte der Vater seine Einwilligung von einer einzigen, aber schwerwiegenden Bedingung abhängig: „Gib mir das Urtheil einer musikalischen Autorität über deine Befähigung; spricht sie zu deinen Gunsten, dann magst du als Violinvirtuose in die weite Welt ziehen!"

Diese Autorität fand sich bald und leicht. Auf Empfehlung des Prinzen Emil von Wittgenstein begab sich der angehende Künstler im Frühling 1861, er war noch nicht sechszehn Jahre alt, zu keinem Geringeren als Franz Liszt in Weimar. Zu dem, was er sagte, konnte wohl jeder Andere Ja und Amen! hinzufügen; in Sachen der Kunst kannte Liszt keine Schmeichelei, sondern nur strengste Wahrheit und in seinem Urtheil über aufsteigende Talente hat er sich nie geirrt. Er empfing den „jungen Menschen", der noch mehr ein Knabe war, gerade nicht wie einen angehenden Beethoven; von den Frühreifen hielt er nicht viel, obwohl er selber zu ihnen gehörte. Geduldig nahm er am Flügel Platz, um den Ungeduldigen in seinem Spiele zu begleiten. Zuerst kam die Spohr'sche „Gesangsscene", — achtes Violinkonzert, opus 47 —; daran schlossen sich Ernst's nun auch schon etwas aus der Mode gekommene „Ungarische Weisen."

Aber das war dem Meister noch immer nicht genug, wenngleich sich im Laufe des Spieles sein Antlitz mehr und mehr aufklärte. Wilhelmj mußte noch einige Stücke vom Blatte spielen. Auch dieser Aufgabe entledigte er sich ohne Befangenheit, mit glänzendem Geschicke. Da sprang der Weimarer Hofkapellmeister vom Klaviersessel auf, reichte dem Jüngling seine „Löwenhand" und rief aus: „Gewiß, Sie sind zum Geigenspieler prädestinirt — so sehr, daß für Sie die Geige hätte erfunden werden müssen, wenn sie noch nicht dagewesen wäre!"

Es bleibe dahingestellt, ob letztere geistreiche Variation eines Voltaire'schen Ausspruches wirklich von dem sonst vielbelesenen Meister gemacht worden ist. Jedenfalls war der Wille des Vaters gebeugt worden. Und welche Theilnahme Liszt für den neuen Stern empfand, bezeugt am besten der Umstand, daß er wenige Tage darauf den jungen Wilhelmj selber nach Leipzig begleitete, wo er ihn dem gefeierten Ferdinand David, dem Meister des Geigenspieles, als Schüler mit den Worten vorstellte: „Hier bringe ich Ihnen den zukünftigen zweiten Paganini — nehmen Sie sich seiner an!"

Beschränkt.

Herr und Frau Landrath Kabbes, die etwas Bonuntenheraufgekommenes und Nachobenstrebendes an sich hatten, waren so glücklich, ihr einziges, sehr gut ausgesteuertes Töchterlein an den Baron Meerschaum von Strandläufer zu verheirathen.

Die Hochzeit ward glänzend begangen, alle Spitzen der Behörden und die Creme der Honoratioren der Stadt wurden dazu geladen, aber ein armer Vetter, Dr. phil. Kabbes, blieb ungebeten.

Trotzdem versäumte er nicht, der hochstrebenden Cousine seine Glückwünsche zu dem frohen Ereignisse zu Füßen zu legen.

Sie empfing den freundlichen Vetter überaus leutselig und entschuldigte sich mit vielen Worten, indem sie auf die weiten Räume ihres Hauses zeigte, daß sie ihren lieben Cousin wegen der Beschränktheit ihrer Wohnung nicht zur Hochzeit habe einladen können.

Kaltlächelnd erwiderte Dr. phil.: „Ich bitte Sie, liebste Cousine, bei Ihrer bekannten Beschränktheit bin ich gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß Sie mich einladen würden!"

— Unterschied. „Hören Sie mal," fragt ein Reisender, der von einer Bahnstation mit dem Omnibus nach einem benachbarten Markt fahren will, den Kutscher, „die Passagiere müssen bei Ihnen doch alle in denselben Wagen, Sie haben aber drei Preisklassen ausgeschieden — worin besteht denn da der Unterschied?" — „Schau'n S'," sagt der Kutscher, „wenn wir halt an den Berg kommen, darf die erste Klasse sitzen bleiben, die zweite muß aussteigen und die dritte mitschieben!"

— Zu viel verlangt. Tante: „...Karl, Du besuchst mich stets nur, wenn Du Geld brauchst!" — Neffe: „Aber, liebe Tante, öfter kann ich ja doch nicht kommen!"

Zwei Leben.

Es war an einem Frühlingstage, als er sie zum erstenmal sah. In die enge Straße mit ihren hohen Häusern scheint die Sonne erst spät am Tage hinein, und ihr warmes Gold ist ja der einzige Bote des erwachenden Lebens, der zwischen die düster grauen Mauern dringt. Als Joseph am frühen Morgen das Fenster seines Stübchens öffnete, war es noch kühl und dunkel in der Straße, die Leute eilten fröstelnd, mit verdrießlichen Gesichtern vorüber und der graue Dunst, der über den Dächern schwebte, ließ den Himmel nur mit einem matten, glanzlosen Blau hindurchscheinen. Und doch war es ihm, als blühte plötzlich der Frühling mit seinem holdesten Zauber vor ihm empor, als dürfte er nur die Arme ausstrecken, um in ein Meer von Blüthen zu tauchen.

Sein Herz schlug heftig, seine Augen wurden feucht, ein Strom süßer Empfindungen floß durch seine Adern. Nie vorher hatte er ein so liebliches Gesicht gesehen, ein so anmuthiges Köpfchen, eine solch' zierliche Gestalt. Sie stand an einem der Parterrefenster des gegenüberliegenden Hauses, ihre hellen, wie aus Sonnenstrahlen gewobenen Haare flossen aufgelöst über die weiße Morgenjacke und ihre sanften blauen Augen hatte sie fragend zum Himmel erhoben.

Joseph ließ keinen Blick von ihr, und nachdem sie sich längst in das Innere des Zimmers zurückgezogen hatte, starrte er noch immer in das Dunkel, aus dem ihm der anmuthige Blick ein paar Secunden lang entgegengeleuchtet hatte. Nie war ihm ein Mädchen wie dieses begegnet, nie war er so berauscht gewesen wie heute.

Dann sahen sie sich öfter, bald vom Fenster aus, bald in der Straße. Manchmal trafen sich ihre Blicke und dann erröthteten sie Beide. Und eines Abends, als Joseph aus einer lustigen Studentengesellschaft heimkehrte, wagte er es sogar, sie zu grüßen. Sie nickte ihm erröthend zu und er zögerte ein wenig, als wollte er sie ansprechen. In demselben Augenblick aber, als er sich sagte, das sei doch gar zu keck, war sie an ihm vorübergeeilt, und nun sah er nur noch ihr helles Kleidchen in dem dunklen Hausflur verschwinden.

Am anderen Morgen, als er aus den Federn kroch, stand die Sonne schon tief und die ganze Straße lag da in hellem Gold. Als er an's Fenster trat, fuhr er erschrocken zusammen. Unten stand ein Wägelchen, mit bescheidenem Hausrath bepackt, und das Fenster, das ihm so wunderbar den Frühling ersetzt hatte, war der Vorhänge beraubt. Noch an demselben Tage zog dort ein altes Ehepaar ein und Joseph sah von nun an nichts mehr, als ein ehemals roth gewesenes Käppchen, einen weißen Stoppelbart und eine Pfeife, die gerade das Pflaster des Trottoirs berührte.

Er war sehr traurig an diesem Tage und es wurde ihm erst wieder besser zu Muthe, als er den Entschluß gefaßt hatte, sie aufzusuchen. Aber diese Stimmung hielt nicht lange an. Plötzlich war ein lähmendes Gefühl über ihn gekommen und er fragte sich, was denn daraus werden solle. Durfte er sie denn aufsuchen? Was hätte er ihr denn sagen sollen, wenn sie gestern still gestanden wäre? Ein armer, blutarmer Student, der sich vom Unterrichtgeben ernährte, der nicht einmal wußte, ob er seine Studien würde beendigen können — und heirathen! Er schämte sich vor sich selber, es kam ihm vor, als hörte er bereits das Gelächter der ganzen Welt, als sähe er das verwunderte Gesicht, den strafenden Blick des Mädchens.

Sie war jedenfalls in eine andere Vorstadt gezogen, er traf sie nicht mehr. Nach Monaten erst sah er sie einmal in einer Straße der inneren Stadt. Er war sehr so sehr, überrascht, daß er ganz vergaß, nach dem Hut zu greifen, und als er es endlich that, da hatte sie sich schon abgewendet und war vorübergegangen. Gesehen hatte sie ihn, aber besondere Freude schien sie nicht zu empfinden. Sie war nicht einmal erröthet, sie war bleich geworden, als wäre ihr die Begegnung unangenehm. Und er war bisweilen so thöricht gewesen, sich ein paar Minuten lang einzubilden, daß auch sie mit zärtlichen Gefühlen an ihn denken könnte!

Dann kamen die Ferien und er verließ die große Stadt, um eine Hofmeisterstelle einzunehmen. Und dann versuchte er es anderswo, in einer anderen Stadt, ob er sich vielleicht dort besser fortbringen könnte. Mühsam schleppte er sich weiter, von Jahr zu Jahr, bis er endlich in einer Advocaturkanzlei als Gehilfe gestrandet war. Nun hatte er schon dreißig Lebensjahre hinter sich. Die Zeit verstreicht so schnell, und wer nicht beständig dem Glück auf der Lauer ist, der sieht es weiterschweben und weiter — es kehrt nicht mehr zurück! Joseph war ein stiller schüchterner Mensch, einer jener Menschen, die immer hinten bleiben, weil sie nicht den Muth haben, sich vorzudrängen und keine Freunde besitzen, die ihnen unter die Arme greifen und sie vorwärtsschieben. Er war dreißig Jahre alt und war arm und einsam geblieben, er wurde sechzig und es kam nichts anders.

Er war jetzt die rechte Hand des Advocaten geworden — das war Alles. Und im Grunde genommen war er sogar nur die linke Hand. Er that die Arbeit und sein Herr erntete Geld und Ehre. Die schönen rührenden Gedanken der berühmten Vertheidiger-Reden waren von ihm, aber ein anderer sprach sie. Er hätte es ja auch nie über sich gebracht, vor so vielen Menschen öffentlich zu reden, und wenn ihm der Staatsanwalt widersprochen, dann hätte er ihn schließlich wohl noch um Entschuldigung gebeten. Er war kein Mann für die Welt. Die Arbeit in der Stube, die Geschäfte mit den Kleinen, das war sein Gebiet und dabei fühlte er sich wohl. So wohl, als sich eben ein alter Junggeselle fühlen kann, der vierzig Jahre lang ein kleines, liebliches Köpfchen mit goldglänzendem Seidenhaar und blauen Augen, die zum Himmel blicken, in seinem Herzen mit herumträgt.

Eines Tages mußte er in einer Hinterlassenschaftssache hinaus in die Vorstadt. Eine todtkranke Frau wollte ihr Testament machen und das ging ihn an. Als er die Treppe des einfachen, aber hübschen Häuschens emporging, legte es sich ihm schwer, merkwürdig schwer auf's Herz. In diesem Hause wohnte der Tod — wann würde er zu ihm kommen? Und wem sollte er das Seine hinterlassen? Er hat Niemanden, der ihm die Augen zudrückt, Niemanden — er braucht kein Testament zu machen wie die kranke Frau.

Das Haus ist so still, als ob nur die kranke Frau hier wohnte. Und wenn ein Testament gemacht wird, geht es sonst so lebhaft her! Aber auch jetzt, da er in's Zimmer tritt, sieht er Niemanden als die Kranke und neben dem Bett die Wärterin.

Die Frau erhebt sich ein wenig und sieht ihn an. Ihr Gesicht ist ganz schmal und grau, ihre Augen liegen tief in den Höhlen, ihre Haare sind weiß.

Während er näher tritt, erhebt sie sich noch weiter und ihre Augen ruhen mit einem seltsamen wirren Ausdruck auf ihm. Eine merkwürdige Bewegung kommt über sie, auf ihren Wangen erscheint ein leiser, ganz leiser rosiger Hauch.

„Herr Doctor Walter?" fragt sie hüstelnd, in zweifelndem Tone.

„Nein," antwortet er, „der Herr Doctor besorgt das nicht selbst. Ich bin sein Vertreter, mein Name ist Sandeck."

Nun zittert die Frau und ihre Augen werden plötzlich unheimlich groß.

„Jo — seph San — deck?" stammelte sie.

Er nickt mit dem Kopfe und sie sinkt zurück in ihr Kissen, faltet die Hände und lispelt: „O mein Gott!".....

Von diesem Tage an saß Joseph alltäglich mehrere Stunden an dem Bette der Kranken. So wie er sich von seinen Geschäften frei machen konnte, eilte er hinaus in die Vorstadt, in das kleine Häuschen, zu der Frau, deren Bild in seiner Phantasie noch immer mit goldenen Haaren und rosigen Wangen geschmückt ist.

Sie hatte ihm ihre Geschichte erzählt — eine Alltagsgeschichte von viel Leiden und wenig Glück. Sie hatte geheirathet — ihr Mann war nicht schlecht — aber sie war wohl zu zart, zu weich für ihn. Und ihre Kinder arteten nach dem Vater, sie waren kalt, roh, grausam. Sie harrte geduldig aus, aber die unsäglichen Schmerzen raubten ihr jede Lebensfreude. Und dann starb der Mann — die Tochter — und der Sohn mußte fliehen, ging nach Algier und kam dort um im Kampfe gegen Beduinen. Sie hatte keine Noth zu leiden, es fehlte ihr nichts, eine Andere an ihrer Stelle wäre vielleicht glücklich gewesen. Aber ihr Herz war nicht für diese Welt geschaffen, das hatte sie längst erkannt.

Von den Frühlingstagen in der düsteren Sperbergasse sprachen sie nicht. „Wir sind ja Nachbarn gewesen," das war Alles, was sie sagte, und er hatte darauf erwidert: „Wahrhaftig, so waren wir vor vierzig Jahren Nachbarn." Sie sprachen überhaupt wenig, denn der alten Frau fiel das Sprechen schwer und Joseph schien auch jetzt keine Worte finden zu können. Es kam, als ob sich das von selbst verstünde, und dann saßen sie da, schwiegen und blickten sich an. Manchmal seufzte die Frau und dann fragte Joseph mit zitternder Stimme: „Ist Ihnen schlechter, Frau Marie?" Worauf sie den Versuch machte, zu lächeln, den Kopf schüttelte und sagte: „Mir ist so wohl, als könnte ich doch wieder gesund werden."

Aber sie täuschte sich, ihre Kräfte reichten nicht mehr aus, und als eines Tages Joseph wieder kam, reichte sie ihm die Hand und sagte: „Heute bleiben Sie, lieber Freund, bis Sie mir die Augen zudrücken. Ich weiß, daß es zu Ende ist."

Ihm schossen die Thränen in die Augen und er wollte sie trösten. Sie aber sah ihn mit einem wunderbar milden Lächeln an und sagte: „Nein. Ich fühle es, daß ich bald verlöschen werde. Geben Sie mir die Hand und bleiben Sie bei mir."

Er ließ sich auf seinem gewöhnlichen Platze nieder und behielt ihre Hand in der seinen. Ihre Züge waren heute wie verklärt, ihre Augen leuchteten in dem sanften Blau und sie erschien ihm in ihrem Silberhaar so schön wie damals im Schmuck der Jugend. „Wie anders hätte das doch werden können!" denkt er, aber er spricht es nicht aus. Er blickt sie nur immer an und auch sie spricht nichts. Aber das Lächeln auf ihren Lippen verräth, daß ihr Bewußtsein noch ungetrübt ist und heitere Gedanken sie beschäftigen.

Dann dämmert der Abend herein und rosiges Licht fließt durch eines der Fenster. Es ist so still in dem Zimmer, daß man jeden Athemzug der Kranken deutlich vernimmt. Der Graukopf sitzt noch immer schweigend da und hält ihre Hand in der seinen. Sie bewegt ein wenig die Lippen und scheint zu träumen.

Plötzlich aber zuckt die Hand und die Sterbende richtet sich auf.

„Joseph!" ruft sie laut und dann sinkt sie wieder zurück. Und dann werden ihre Worte leiser, bis sie in einem Seufzer ersterben.

„So lieb hab' ich dich gehabt — so — lieb." — —

Als eine Weile später die Wärterin in's Zimmer trat, fand sie ihre Frau todt. Ihr Gesicht war so weiß wie das Leinen des Bettes und schmal, ganz schmal. Aber ein wunderbarer Friede lag darauf, als wäre sie ahnungslos hinweggenommen worden aus dem süßesten Glück.

Und neben dem Sterbelager saß noch immer der alte Mann, die Hand der Todten mit seinen Händen umklammernd, wie erstarrt in seinem Schmerze.

Emil Peschkau.

Die Mode.

Von C. Reigersberg.

Die „Alleinherrscherin" Mode, die „Tyrannin" Mode u. s. w. Was für eine Menge von mehr oder minder gehässigen und malitiösen Namen man dem Ding schon gegeben hat!

Und doch sollte es uns sehr wundern, wenn wir nicht auch dieser großen „Tyrannin" einige liebenswürdige Seiten abgewinnen könnten, wenn wir sie uns einmal bei näherer Beleuchtung ansehen.

Woher kommt das Wort „Mode"? Von dem lateinischen modus, das Maaß, das richtige Maaß, die Form, Manier ꝛc. Das deutsche Wort „Mode" bezeichnet daher im angewandten Sinn die herrschende Art und Weise, das Verhältniß in der Gesellschaft, die Einrichtung des häuslichen Lebens und speciell die Art, sich zu kleiden, sowohl in Bezug auf die Form der Kleidungsstücke, als auch ihre Farbe und die Stoffe, aus welchen sie gemacht werden.

Wer jedoch glaubt, daß hiermit schon alle Definitionen des Wortes „Mode" erschöpft sind, der befindet sich auf dem Holzweg. Denn man kann dem Begriff noch ein Dutzend und mehr Erklärungen geben.

Hier nur Eine als Beispiel: Jede Mode, ob sie nun gesellschaftliche Manieren oder Kleider betrifft, muß, wie alle anderen Dinge, einmal ihren Anfang gehabt haben, d. h. es muß Jemand dagewesen sein, welcher die betreffende, später zur Mode gewordene Art und Weise sozusagen „erfand". Man könnte daher die Mode ebenso gut als die Nachahmung dessen bezeichnen, was die oder der Andere gethan hat und träfe damit den Nagel ebenso genau, wo nicht in gewisser Beziehung genauer auf den Kopf, als mit der etymologischen Erklärung. Verdankt doch die Mehrzahl aller Sachen, die Mode geworden sind, ihre Entstehung, beziehungsweise Anwendung der Laune, Langeweile, Eitelkeit, Spekulation oder Selbstsucht Einzelner, deren Vorbild von der übrigen Welt entweder aus den gleichen Beweggründen oder in mehr oder weniger gedankenloser Weise nachgeahmt wird. Denn das in dieser Verbindung etwas unhöfliche, aber nichtsdestoweniger sehr wahre Sprüchwort: „Ein Narr macht viele", gilt auf keinem anderen Gebiete mehr, als auf dem der Mode.

Das Reich der Mode, welche sogar die Küche in ihren Bannkreis zieht, ist ein so ausgedehntes, daß sich einige hundert Bände mit der Beschreibung der bei den verschiedenen Völkern herrschenden Moden füllen ließen. Wir wollen jedoch nicht in die Ferne schweifen, während das Gute, d. h. so viel wir davon für unsere Plauderei gebrauchen, so nahe liegt, und uns daher nur mit einem kleinen Theil der Mode beschäftigen.

Wenn das Wort „Mode" im alltäglichen Leben fällt, so versteht man darunter in neun aus zehn Fällen die Toiletten der Damen, und wird in Herrenkreisen darüber gesprochen, so haben Sätze, wie z. B. „das ist ja jetzt Mode" u. s. w., gewöhnlich eine, wenn nicht geradezu bissige, so doch etwas spöttische Betonung.

Nun, wir vermuthen, daß, wenn die Damen so ganz unter sich sind, sie auch ihre Witze über manche Herrenmoden machen werden und damit wäre das Gleichgewicht in Bezug auf kleine Spötteleien wieder hergestellt.

Trotzdem sind die Damen natürlich immer im Nachtheil, weil ihre Moden rascher wechseln und wohl auch mehr Gelegenheit zu Uebertreibungen geben, wie die der Herren.

Alle Uebertreibungen sind unschön; aber die beiden Geschlechter, soweit sie der Modewelt angehören, haben sich gegenseitig nichts vorzuwerfen. Denn es ist schließlich ebenso thöricht und geschmacklos, wenn eine Dame ein mit Gemüse bedecktes Wagenrad auf dem Kopf trägt, als wenn ein Gigerl seinen hohlen Schädel mit einem kleinen Filz- oder Strohhut bedeckt, der sich ausnimmt, wie ein Blumenscherben auf einem Kürbis.

Immerhin die reichen Leute, — nicht diejenigen, welche sich da einbilden, sie könnten der Welt Sand in die Augen streuen, sondern die wirklich reichen, — sollten ihre Moden von den Kleidern und Hüten angefangen bis zu ihren Zimmereinrichtungen und dem Sattelzeug ihrer Pferde jede Woche, wenn sie wollen, sogar zweimal wechseln, denn jede neue Mode, welche bei ihnen eingeführt wird, gibt wieder Tausenden von Menschen lohnenden Verdienst.

Dagegen sollten diejenigen, deren Mittel keine großen Ausgaben gestatten, sich eben bescheiden und namentlich keine Opfer in Bezug auf die häusliche Bequemlichkeit und noch wichtigere Dinge bringen, um einen gewissen äußeren Schein um sich zu verbreiten, von dem ja doch ein Jeder weiß, daß er nur Schein und zuweilen noch dazu sehr theuer erkaufter Schein ist.

Es gibt, wie überall, so auch in Bezug auf das Mitmachen der Mode eine goldene Mittelstraße. Kein billig denkender Mann, dessen Verdienst einen kleinen Luxus gestattet, wird haben wollen, daß seine Frau und Töchter aussehen, als ob sie von einer Antiquitäten-Auktion übrig geblieben wären. Dagegen wird aber auch keine vernünftige Frau, weder für sich, noch die Kinder, größere Ansprüche für Kleider ꝛc. an ihren Mann machen, als seine Kasse erlaubt. Wenn sich die beiden Gatten sonst gut vertragen, sollte es doch nicht allzuschwer sein, auch in diesem Punkte einig zu werden, ohne viele Worte zu verlieren oder gar in Streit darüber zu gerathen.

Es ist, wie schon bemerkt, ja ganz schön, wenn man reich ist und daher alle Moden mitmachen kann. Aber etwas so hoch Wichtiges oder Wesentliches ist die Mode denn doch nicht, daß man wegen ihr auch nur auf eine Minute die Gemüthlichkeit oder gar den Frieden des Hauses stören sollte.

Die Mode ist eine Art von äußerlicher Anerkennung unserer gesellschaftlichen Verpflichtungen, d. h., indem wir uns auf eine gewisse Art kleiden, zeigen wir, daß wir unserer Umgebung eine Artigkeit zu erweisen wünschen. Aber gerade weil die Mode etwas Aeußerliches ist, was Niemand von uns zu verlangen berechtigt ist, sollten wir uns hüten, ihr unser Inneres oder gar das Glück der Familie zu opfern. Wer viel im Orient reist, der wird sich bald genug daran gewöhnen, aus Höflichkeit gegen die Eingeborenen einen Fez zu tragen und das Compliment wird von den Letzteren auch als solches aufgenommen. Aber kein Mensch wird dazu gezwungen, noch weniger wird von ihm erwartet, daß er bei der Gelegenheit gleich ein Türke wird.

So ähnlich können wir es auch bei der Mode im eigenen Lande machen. Wir können so viel oder so wenig davon annehmen, als uns paßt und unsere Mittel erlauben. Daß wir nicht alle Launen und extremen Einfälle mitmachen, welche in dem Köpfchen irgend einer Modedame entspringen, die an nichts Anderes, als ihre Toiletten zu denken hat, wird uns kein vernünftiger Mensch übel nehmen, der unsere Verhältnisse kennt. Und diejenigen, welche dies trotzdem thun, sind eben keine vernünftigen Menschen, sondern Modenarren, deren Beifall oder Tadel gleich werthlos ist.

Viele der Zwistigkeiten und unangenehmen Scenen, zu welchen die leidige Modefrage in so manchen Familien führt, könnten vermieden werden, wenn die Erziehung unserer Töchter anders geleitet würde, als es gegenwärtig der Fall ist.

Wir wollen nicht näher auf die Unmasse von wissenschaftlichem Kram eingehen, welcher so vielen unserer modernen Fräuleins eingepaukt wird und worüber das eigentlich Weibliche, d. h. die Erziehung zu guten Hausfrauen, total vernachlässigt wird. Wir wollen auch nicht alle Eltern tadeln, welche ihre Töchter in der angegebenen Weise erziehen oder vielmehr erziehen lassen.

Die Betreffenden sagen sich aber, wenn unsere Tochter einst keinen Mann bekommt, so soll sie wenigstens in der Lage sein, sich als Lehrerin oder Gouvernante ihr Brod zu verdienen.

Die Rechnung mag in manchen Fällen auch stimmen. Die große Frage ist nur die, ob die Tochter, wenn sie, statt zu einer Lehrerin, zu einer tüchtigen Hausfrau erzogen worden wäre, nicht trotz ihrer Vermögenslosigkeit einen braven Mann bekommen hätte und dadurch der Nothwendigkeit überhoben worden wäre, unter fremde Leute zu gehen.

Doch sei dem, wie ihm wolle; selbst bei einer gelehrten Erziehung gibt es oder sollte es Mußestunden geben, in denen die Mädchen wenigstens eine kleine Anweisung und Belehrung über die Geheimnisse der Kunst erhalten könnten, einen Hut zu garniren oder ein Kleid, wenn auch nicht ganz ohne Hilfe anzufertigen, so doch im Nothfalle etwas abzuändern. Es gibt Damen, welche außerordentlich geschickt in allen diesen Sachen sind und halbe Nächte an der Nähmaschine sitzen, um die Kleider ihrer Töchter wieder modern zu machen, aber es fällt ihnen gar nicht ein, die Aufmerksamkeit ihrer jungen Fräuleins von ihren Studien abzuziehen und ihren Klavierspiel-Händchen zuzumuthen, auch einmal die Nadel oder gar den Kochlöffel zu führen.

Nicht genug damit, finden wir auch noch Familien, deren Töchter weder zum Lehr-, noch zu sonst einem Berufe erzogen werden. In solchen Fällen ist natürlich noch weniger Grund zur Entschuldigung vorhanden, wenn man die Mädchen nicht zu guten Hausfrauen heranzieht und sie veranlaßt, den Eltern den Kampf um's Leben etwas zu erleichtern dadurch, daß sie wenigstens ihre Hut- und Kleidermacherrechnungen durch eigenes Handanlegen etwas zu verringern suchen.

Nun hat allerdings nicht Jedermann die Gabe, Andere anzulernen und es ist merkwürdig, aber wahr, daß manche Mütter, die selbst ausgezeichnete Frauen sind, ihre eigenen Talente nicht auf ihre Töchter vererben können. In solchen Fällen wäre es wohl die Sache der jungen Damen, welche doch sonst dasjenige, was sie sehen wollen, sehr gut beobachten, etwas mehr Eifer und guten Willen zu zeigen, um von ihren in allen möglichen Handarbeiten geschickten und fleißigen Müttern zu lernen.

Würde dies allgemein geschehen, so könnte so manche Dame, sowohl als Mädchen, als auch später als Frau oder Lehrerin, die sich jetzt beklagt, daß sie diese oder jene Mode nicht mitmachen kann, dies sehr gut thun, ohne ihre eigenen oder die Ausgaben ihrer Familie zu erhöhen.

— Strafe. Eine der vielen wählerischen Frauen, die durch nichts zufrieden gestellt werden können und alles nur tadeln, kam in den Laden eines Kaufmanns, um einen Hummer zu kaufen. Sie nahm ihn vom Ladentisch und sagte, ihn an die Nase haltend: „Aber den kann ich doch nicht nehmen, der riecht schon." In diesem Augenblick legte das beleidigte Thier, das sich sehr lebhaft bewegte, seine Scheeren um die Nase der Dame, welche mit einem Schrei des Entsetzens sich davon befreien wollte. Der Kaufmann fragte nun ironisch, als der Hummer noch an der Nase der Dame hing: „Ob sie sein Geruch nun wirklich nun beleidige."

— Schlechter Trost. Frau: „Welch' ein Unglück! Die Gerichtssession ist geschlossen und meine Ehescheidungsklage ist bis nach Abschluß der Gerichtsferien verlegt worden!" — Advocat: „Seien Sie froh, denn Ihr Mann wird fortfahren, Sie während der Zeit zu mißhandeln, und das kann für Ihre Angelegenheit nur günstig sein!"

Berliner Gerichtsscene.

Die neue Polonaise.

Ick muß mir blos wundern, det ick alleene der Sündenbock sein soll, während der Budiker, der doch der Räthselführer von die janze Jeschichte jewesen is, keene Strafe jetriegt hat. Mir haben sie von die Pollizei een Strafmandat über zehn Mark uffgebrummt von wejen nächtliche Ruhestörung un die anderen nich. Wie kommt denn det? Mit diesen Worten beantwortete der Fuhrmann P. die Frage des Schöffengerichts-Vorsitzenden, ob er seinen Einspruch nicht lieber zurücknehmen wolle.

Vors.: Wir haben hier nur mit Ihnen zu thun, die übrigen Theilnehmer an der nächtlichen Komödie werden schon auch in Strafe genommen sein, sie haben es nur nicht nöthig, es zu sagen. — Angekl.: Mit zehn Mark bin ick noch nich zufrieden, det is for det bisken Spiegeldragen zu ville. —

Vorsitzender: Nun, dann erzählen Sie einmal kurz, was sich in der Nacht zum 1. Oktober zugetragen. — Angekl.: Wat mein Freind, der Budiker is, der hatte draußen nicht weit von'n Viehhof in eene neie Straße een neiet Jeschäft in een neijebautet Haus anjefangen. Der Wirth hatte ihm vorgeredt, det er balbarische Jeschäfte machen würde, aber ick hatte ihm jleich jsagt, det er dabei in die Röhre kieken würde. Willem, sagte ick, det is hier draußen nischt wie Jesind un det is forn Budiker die schlechteste Konjuktur!" So kam et denn ooch. Er wollte zum Oktober wieder raus, aber der Wirth steifte sich auf seinen Kontrakt, der bis zum 1. April jelten dhäte un wollte nich. Een paar Dage vor den ersten Oktober krieje ick von Willem eene Inladung zum Abenddisch. Mein Jott, sage ich zu meine Frau, da muß ick hin, Willem hat mir ooch schon manchen Daler zu verdienen jejeben. Ick mache mir an den bewußten Abend denn ooch fein un hin. Als ick hinkomme, is schon Allens gedeckt un sie sind schon bei. Allens jute Freunde un Bekannte, sage ick, wie ick mir die Jäste so ansehe, un setze mir ooch an die Tafel. Ick wunderte mir mächtig, det ooch der Wirth da war, er saß mitten mang un hatte sich die Salviete oben in'n Hals gestochen, det er sich den Gipsverband nich schmutzig machen daht. So nennen wir nämlich 'ne weiße Weste. — Vors.: So ausführlich brauchen Sie nicht zu erzählen.

Angekl.: Also is jut, wir essen, un wirken dabei in den Rothspohn, un besonders der Hauswirth hielt sich mächtig ran. Der Budiker, der bei ihm saß, schenkte ihm immer wieder in. Un der Klavierspieler spielte „Komm herab von die Tonne Therese" un wir sangen alle mit und een Lied kam nach det andere un da herrschte voll und janz eine jroße jemiethliche Fröhlichkeit. Un denn wurde Allens abjeräumt un wir mußten Alle uf'n Kreidestrich jehen un wer et nicht konnte, der mußte eene Pulle jeben. Der Hauswirth war nich zu in Stande un mußte eene Pulle nach die andere schmeißen, wat er merkwürdigerweise janz ohne Anstand dhat, denn er freute sich wohl, det der Budiker eene jute Einnahme hatte un den nächsten Dag Miethe berappen konnte. Als wir mit dies scheene Jesellschaftsspiels zu Ende waren, da kriegte Willem eine Idee, die wir uns schon vorher verabredet hatten. Kinder, meente er, wollen wir mal eenen janz neien Danz uffführen? Jawohl! riefen wir Alle. Kennt Ihr die Möbel-Polonaise. — „Nee, die kennten wir nich, sagten wir. — Denn passt mal Achtung, det is een orijenelles Dings, meente Willem. Jeder nimmt een Stück Ding in die Hand, der eene nimmt den Disch, die andern die Stühle, zwee nehmen die Schinde, zwee die Kommode, eener den Spiegel. Wenn alle wat haben, dann jehen wir langjam in 'n Jänsemarsch von hier durch die Nebenstube, von da durch die Küche uf 'n Hof, von da durch 'n Hausflur uf die Straße un denn von vorne wieder rin, det wir eenen ordentlichen Kreis machen.

Jawohl, det machen wir, det wird ultig, sagen wir, un jeder packte een Stück Möbel an nn stellt sich in die Reihe. Wir waren in die zwanziger Mann un Willem seine Möbel reichten zu det Stück kaum zu. Als wir Alle ferkig waren, jibt Willem den Hauswirth die brennende Lampe in die Hand und sagt: Ehre, dem Ehre jebührt, Sie müssen der Leithammel sind! Un der Wirth freute sich, indem er een ziemlichen Zacken weg hatte, un stellt sich an die Spitze un hält die Lampe hoch un kommandirt „Los!" un der Klavierspieler legt los, wat der Kasten leisten will, un wir singen Alle mit: „So leb denn wohl, du ollet Haus!" un der Zug setzt sich in Bewejung. Als wir uff den Umweg uff die Straße sind, setzt Jeder sein Möbel hin un der Wirth mit die Lampe jeht voran un vorne wieder int Local rin, un als er sich umkiekt, sieht er, det wir Alle mit leeren Händen hinter dran jehen un er macht so'n komischet Jesichte, det wir Alle lachen. Un Willem tritt vor ihn hin un macht een Diener un nimmt ihm die Lampe aus der Hand un sagt: So, Herr M., nu bedanke ick mir auch ville Male, un meine Sachen habe ick nu raus un det Pianino und die Jeschäftseinrichtung jehört mir nich, un morjen ziehe ick, und rücken is det nich, denn Sie haben ja selbst die Lampe dazu jehalten, un sind denn ooch strafbar." Un nu wurde det eene jroße Freude, blos der Wirth lief voller Wuth raus un wollte eenen Schutzmann holen.

Vors.: Sie werden wohl einsehen, daß Sie sich strafbar gemacht haben.

Angekl.: Willem hat sich ja den andern Dag mit den Wirth jeeinigt, da is ja jar keene Klage nach jekommen.

Vors.: Das ist ja gleichgiltig, hier handelt es sich um den ruhestörenden Lärm.

Auf Bitten des Angeklagten wird die Strafe auf fünf Mark herabgesetzt.

„Eijentlich noch een Bisken ville für die „Möbel-Polonaise", meint der Angeklagte.

Europäische Abenteurer.

Manchem Europäer, dem der Boden in der Heimath zu heiß geworden oder der aus anderen Ursachen das Vaterland verlassen mußte, ist es geglückt, in der Ferne unter wilden Völkern eine hervorragende Stellung einzunehmen. Einige, welche besonders erwähnenswerth sind, mögen hier genannt werden.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts diente in der nach Spanien kommandirten Weichsellegion ein Pole, Namens Iwanowsko, der sich durch außerordentlichen Muth auszeichnete. Nach dem Falle Napoleons I. schloß er sich einer Expedition an, welche in Mexico eine Kolonie zu gründen beabsichtigte. Bei einer Jagdpartie wurde er von seinen Gefährten getrennt und gerieth im Dickicht jener Wälder in die Gefangenschaft eines indianischen Stammes. Nachdem er die Tochter des Häuptlings zum Weibe genommen, gelang es ihm, dessen Stelle einzunehmen, was zur Folge hatte, daß er große Reichthümer zu sammeln verstand. Er starb im Jahre 1829 in New Orleans. Noch heute ist sein Andenken in Mexico lebendig.

Auf ähnliche Weise wußte sich ein englischer Matrose Ansehen zu verschaffen. Als der einzig Ueberlebende eines an der Insel Pulo Pinang gestrandeten Schiffes wurde er von den harmlosen Insulanern in ihre Gemeinschaft aufgenommen und schließlich zum Häuptling erwählt. Später verkaufte er die Insel an England und lebte bis 1862 als reicher Mann in London.

In der Mitte dieses Jahrhunderts schlug ein französischer Abenteurer seinen Weg nach Araukanien ein, wo er zum König gew